

Zurück zu den Ursprüngen

Unerwartete Neuaufbrüche im Blick auf die Tradition der Kirche

■ SIGRID RETTENBACHER



Sigrid Rettenbacher studierte in Berlin und Salzburg. Derzeit im Dissertationsstadium zu Fragen der Ekklesiologie.

„Jesus verkündete das Reich Gottes und gekommen ist die Kirche.“¹ Dieser Satz des französischen Theologen Alfred Loisy (1857–1940) wird gerne zitiert, wenn Ärger und Frust über die Erscheinungswirklichkeit der Institution Kirche sich in Kritik an derselben Luft verschaffen, wie es gerade in der jüngsten Vergangenheit wiederholt der Fall war.

Auch wenn der Satz in einer undifferenzierter Weise dahingehend verstanden werden kann, dass die Kirche mit der Botschaft Jesus nichts (mehr) zu tun hat, verweist er in seiner Ursprungsintention doch auf ganz andere Aspekte des Zusammenhangs von Christologie und Ekklesiologie, also der Lehre über die Kirche. Zum einen muss der Zusammenhang zwischen Jesus Christus und seiner Kirche viel differenzierter gesehen werden, als es über Jahrhunderte der Fall war, als man noch ganz unproblematisch von einer Kirchengründung durch den historischen Jesus ausgehen konnte. Zum anderen besagt der Satz aber auch, dass es nichtsdestotrotz eine notwendige und bleibende Verbindung zwischen Jesus Christus und Kirche gibt.

Wie diese Verbindung genau zu bestimmen ist und wie darin Gott zur Sprache kommt, ist eine Frage, an der sich die Theologie – also die reflektierte Rede über Gott – abarbeitet. Dabei kommt der Sprache selbst eine entscheidende Rolle zu: Nur im Medium der Sprache kann heute auf Gott verwiesen werden – sei es in der persönlichen und kirchlichen Rede zu Gott im Gebet oder der wissenschaftlich im Raum der Vernunft verantworteten Rede über Gott. Grundlage für beides ist die Glaubensüberzeugung, dass Gott zuerst gesprochen und sich den Menschen mitgeteilt hat (Offenbarung). In der Schöpfung, im Volk Israel, in Jesus Christus.²

Die Selbstmitteilung Gottes in seinem menschgewordenen Sohn Jesus Christus wurde durch den Kreuzestod Jesu jedoch massiv in Frage gestellt. Zur Zeit Jesu war die Kreuzigung im jüdischen Kontext die Hinrichtungsart schlechthin für Gotteslästerer. Als solche musste sie auch von den Jüngern und Jüngerinnen Jesu als gläubige Juden und Jüdinnen gedeutet werden. Kein Wunder also, dass es ihnen zunächst die Sprache verschlägt, dass sie vor dieser Infragestellung der Botschaft Jesu, auf die sie ihr Leben gesetzt haben, verstummen müssen.

Doch dann machen die Anhänger und Anhängerinnen Jesu unabhängig voneinander eine ganz neue und unerwartete Erfahrung. Jesus selbst ist in neuer Weise in ihrer Mitte gegenwärtig. Im Bezeugen und Weitergeben dieser Erfahrung kristallisiert sich nicht nur die Rede von der Auferstehung heraus. Auch der historische Ursprung der Kirche selbst kann hier verortet werden. Die Kirche ist also jene Sprach- und Interpretationsgemeinschaft, die die Osterbotschaft bleibend auf Erden präsent hält. Das erfordert, dass sich die Kirche je neu auf Sprachfindungsprozesse einlässt, wodurch sie erst sprachfähig wird, das Christusmysterium in unterschiedlichen Kontexten verständlich zur Sprache zu bringen. Kirche ist also – bei allen universalen Ansprüchen – von Anfang an ein kontextuelles Unterfangen.

Heute scheint die Kirche in der Bezeugung ihrer Botschaft jedoch in einer Krise zu stecken. Während das karitative Engagement der Kirche(n) nach wie vor geschätzt wird, nehmen viele Menschen andere Aspekte von Kirche nicht mehr unhinterfragt hin. Vor allem der Anspruch auf Universalität und die damit verknüpften Machtfragen bereiten vielen Leuten

1) Loisy, Alfred, *L'évangile et l'église*, Paris 1902, zitiert nach³ 1903, 153.

2) Seit dem 2. Vatikanum wird auch die Offenbarungsqualität anderer religiöser Traditionen vermehrt theologisch reflektiert. Dieser Reflexion geht insbesondere die so genannte Theologie der Religionen nach.

Problemen. Darüber hinaus hat die Kirche durch verschiedene Krisen der jüngsten Vergangenheit, die in der Öffentlichkeit medial inszeniert wurden, selbst dazu beigetragen, ihre eigene Autorität in weiten Teilen der Bevölkerung zu unterminieren. Die Kirche findet sich heute also in einer prekären Situation. Immer wieder hat sie sich im Laufe der Geschichte als anfällig für Machtmissbrauch, Eitelkeit und Selbstgefälligkeit erwiesen.

Es gibt eine Schuldgeschichte der Kirche, die nicht geleugnet werden darf. Das ist jedoch nur die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite hat die Kirche nämlich trotzallem eine unverzichtbare Sendung. Sie ist eine notwendige und unverzichtbare Größe zur bleibenden Bezeugung des Christusmysteriums auf Erden. Wenn es die Kirche nicht gäbe, wer hätte dann im Laufe der Geschichte die frohe Botschaft von der erlösenden Menschwerdung Gottes unter den Menschen präsent gehalten?

Die Kirche muss sich also die Frage stellen, wie sie heute die Christusbotschaft glaubwürdig zur Sprache bringen kann und welche Rolle ihr selbst in dem komplexen Vermittlungsprozess Gottes an die Menschen zukommt. Dabei sind auch die universalen Ansprüche der Kirche sowie ihre trotz ihrer besonderen und einzigartigen Sendung bedingte Erkenntnis in den Blick zu nehmen. Es gibt heute eine Tendenz, bei Infragestellungen der Kirche von innen oder außen die Absolutheit der Kirche diskursiv herauszustellen. Die Stärken der Kirche werden betont, Schwächen und Defizite bei den anderen gesucht. Ein Blick in die Geschichte zeigt jedoch, dass diese Identitätsstrategie nicht notwendigerweise zum Selbstverständnis der Kirche gehört. Von Anfang an verstand sich die Kirche als universale, an alle Menschen gerichtete Größe: Wenn Gott selbst Mensch wird, um sich den Menschen mitzuteilen, dann kann dieser Selbstmitteilung nicht nur eine partikulär gültige Vermittlungsinstanz entsprechend.

Man möchte allen Menschen diese Botschaft mitteilen, also universal präsent sein. Dabei erlebt man diese universalen

Ansprüche jedoch von Anfang an als gebrochen. Gerade in der Anfangszeit war die Kirche eine immer wieder Verfolgungen ausgesetzte Minderheit. Zudem machte man die Erfahrung, dass man selbst oft hinter den eigenen Ansprüchen zurückblieb. Die Kirchenväter sprachen in einer erstaunlichen und schonungslosen Offenheit über die irdische Wirklichkeit der Kirche. So bezeichnet man die Kirche etwa als *casta meretrix*, als keusche Hure, und brachte die ambivalente Wirklichkeit der Kirche so in einem bezeichnenden Bild zum Ausdruck. Diese realistische Sicht auf die Kirche entsprach auch theologischen Vorstellungen über die Kirche: Die Vollendung der Kirche steht noch aus, hier auf Erden geht die Kirche erst pilgernd ihrer eigenen Erfüllung entgegen. Daher muss man die Kirche unter einen eschatologischen Vorbehalt stellen.

Diese Sicht der Kirche änderte sich schlagartig mit der konstantinischen Wende im 4. Jahrhundert, als das Christentum zunächst anerkannt und dann die Mehrheitsreligion wurde. Die Kirche war nun eine politisch-theologische Größe, die sich nicht mehr relativieren und in Frage stellen lassen musste. Mit der neu erlangten Machtposition ging auch die Tendenz einher, nicht mehr zwischen Kirche und Christus zu unterscheiden. Die absoluten Ansprüche, die mit dem Christusereignis verknüpft waren, wurden nun direkt auf die Kirche übertragen.

Diese Haltung, die in der Geschichte wiederholt zum Ausdruck kam – erinnert sei etwa an die Entstehung der ersten dogmatischen Traktate über die Kirche in den apologetischen Auseinandersetzungen der Reformationszeit oder die kirchliche Haltung in den Auseinandersetzungen des Antimodernismus –, hat sich so tief in das Selbstverständnis der Kirche eingegraben, dass es der Kirche – trotz aller Neuerungen und Korrekturen, die das 2. Vatikanum im Selbstverständnis der Kirche gebracht hat – bis heute schwer fällt, ihre eigene Bedingtheit einzugestehen.

Demgegenüber muss man festhalten, dass es der Kirche gerade heute gut anstehen würde, sich zu ihrer eigenen Bedingtheit

■ Hier auf Erden geht die Kirche erst pilgernd ihrer eigenen Erfüllung entgegen. Daher muss man die Kirche unter einen eschatologischen Vorbehalt stellen.

■ Ein
Eingeständnis
der
Begrenztheit
der Kirche
bedeutet nicht
ihr Ende.

zu bekennen. Ein Blick in die Geschichte, insbesondere die Ursprünge des Christentums, zeigt, dass ein solches Bekenntnis die Identität der Kirche keinesfalls preisgibt. Gerade theologische Gründe sprechen dafür, die Bedingtheit der Kirche ernstzunehmen. Nicht zuletzt christologische Gründe nötigen zu einem solchen Eingeständnis. Denn wenn sich schon Gott selbst in seiner Selbstmitteilung an die Menschen in die Spannung von göttlich und menschlich, offenbar und verborgen, universal gültig und geschichtlich-partikulär vermittelt stellt, dann muss das umso mehr für die Kirche gelten, die zwar ein auf Christus hingeeordnetes, doch nur abgeleitetes Mysterium ist, der im Vermittlungsprozess Gottes an die Menschen nur eine dienende, also sekundäre und nachgeordnete Funktion zukommt.

Für Christus wurde am Konzil von Chalcedon (451) klar festgehalten: Gottheit und Menschheit in Jesus Christus verhalten sich zueinander „ungetrennt und unvermischt“. Man darf also weder sein wahres Menschsein so betonen, dass kein Platz für seine Gottheit mehr bleibt. Noch darf man die Gottheit Jesu Christi auf Kosten seiner Menschheit überbetonen. Das Gleiche muss auch für die Kirche gelten, die in Analogie zum Christusmysterium aus göttlichen und menschlichen Elementen besteht (vgl. etwa die Kirchenkonstitution des 2. Vatikanums, *Lumen gentium* 8).

Auch hier dürfen die menschlichen Aspekte nicht losgelöst vom göttlichen Ursprung der Kirche als Geistwirklichkeit gesehen werden. Genauso wenig dürfen jedoch die göttlichen Elemente, die die universalen Ansprüche der Kirche begründen, auf Kosten ihrer menschlichen Elemente, also der Bedingtheit der Kirche, überbetont werden – wie es leider in kirchlichen Diskursen oft geschieht, um die Absolutheit der Kirche einseitig herauszustellen.³ Eine Identitätsstrategie, die die Absolutheit der Kirche einseitig überbetont, kann dem christologisch grundgelegten „Ungetrennt und Unvermischt“ des kirchlichen Selbstverständnisses nicht mehr gerecht werden.

Dieses „Ungetrennt und Unvermischt“ wird leider nicht nur in Bezug auf die Absolutheit und Bedingtheit der Kirche oft aufgegeben. In der Verhältnisbestimmung von Christologie und Ekklesiologie wird es ebenfalls oft nicht durchgehalten. Denn auch hier gilt: Christus und das von ihm verkündete Reich Gottes verhalten sich zur Kirche „ungetrennt und unvermischt“. Die Kirche hat ihren Ursprung und ihr Ziel in Christus und seiner Botschaft vom Reich Gottes. Dennoch dürfen Kirche und Jesus Christus bzw. Reich Gottes nicht einfach miteinander identifiziert werden. Es bleibt eine unhintergehbare Differenz.

Auf der Basis des eben Skizzierten ist es möglich, eine zeitgemäße Ekklesiologie zu entwickeln, der es gelingt, die besondere und einzigartige Sendung der Kirche mit der Bedingtheit der Kirche zusammenzudenken. Eine solche Ekklesiologie wird auch mit gängigen semiotischen Theorien arbeiten, um das Verständnis der Kirche als Zeichen und Sakrament des Heils, wie es in der Tradition grundgelegt ist, differenziert zu entfalten. Eine solche Theorie kann an dieser Stelle nicht entfaltet werden. Ein Entwurf, die Kirche als Zeichen und Sakrament des Heils mithilfe eines dreistelligen semiotischen Zeichenbegriffs nach Charles Sanders Peirce zu entwickeln, wurde an andere Stelle vorgelegt.⁴

Wie immer ein zeitgemäßer ekklesiologischer Entwurf auch konkret gestaltet wird, es muss darum gehen, den göttlichen Ursprung der Kirche mit einem realistischen Blick auf die Wirklichkeit der Kirche, die auch eine Schuldgeschichte der Kirche impliziert, zusammenzudenken. Ein Bekenntnis zur Bedingtheit der Kirche, das – wie aufgezeigt wurde – auch aus theologischen Gründen angebracht ist, bedeutet keine Preisgabe der kirchlichen Identität. Vielmehr gewinnt die Kirche erst so jene Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft, die sie heute so bitter nötig hat. Ein Eingeständnis der Begrenztheit und Bedingtheit der Kirche bedeutet also nicht das Ende der Kirche. Nur ein solcher realistischer Blick auf ihre eigene Wirklichkeit kann heute das Überleben der Kirche sichern. ■

3) Ein sprechendes Beispiel ist das Dokument *Das Christentum und die Religionen*, das von der Internationalen Theologenkommission 1996 herausgegeben wurde. *Bedingtheit gerät hier nur im Zusammenhang mit anderen religiösen Traditionen in den Blick, nicht jedoch in Bezug auf die Kirche selbst.*

4) Rettenbacher, Sigrid, *Endlich endlich? Vom Überleben der Kirche im Anerkennen ihrer eigenen Endlichkeit*, in: Hoff, Gregor Maria (Hg.), *Endlich! Leben und Überleben* (Salzburger Hochschulwochen 2010), Innsbruck/Wien 2010, 160–192.